worden; kurzum, manche russische Kreise machten aus ihrer Abneigung gegen ein unabhängiges Finnland kein Hehl.

Wie zu erwarten war, hat sich in **Peru** Caceres, nachdem er sich vor Kurzem zum Dictator aufgeworfen, zum Präsidenten der Republik wählen „lassen", wahrscheinlich unter den Bajonetten der ihm ergebenen Truppen, denn ohne Gewaltact ist es schwerlich abgegangen, da nicht nur der erste Vicepräsident Dr. Pedro del Solar, der verfassungsgemäß nach Bermudez's Tode die Regierung zu übernehmen hatte, sondern auch der zweite Vicepräsident Oberst Borgogno, welcher unter Beiseiteschiebung del Solar's ein eigenes Ministerium gebildet hatte, die Präsidentschaft prätendirten. In Peru ist die Ernennung eines Präsidenten durch freie indirecte Wahlen des Volkes überhaupt erst einmal zur Geltung gekommen bei der Wahl Manuel Prados, der trotz aller Gegenbemühungen der Regierung gewählt wurde, — das einzige nicht aus dem Militairstande hervorgegangene Staatsoberhaupt, das Peru bis jetzt gehabt hat. Andres Avchino Caceres ist heute 65 Jahre alt. Er war es, der sich nach dem unglücklichen Kriege gegen Chile im Jahre 1881 gegen den von den Chilenen eingesetzten und unterstützten Präsidenten Iglesias auflehnte und freie Wahl forderte. Caceres hatte bis dahin das Schlachtenglück nicht gelächelt. Er hatte an allen Kämpfen gegen die Chilenen theilgenommen, war aber trotz seiner allgemein anerkannten Tapferkeit stets unterlegen. Auch der kühne Handstreich, mit dem er am 27. August 1881 Lima zu überrumpeln versuchte, mißglückte; aber obwohl es ihm und seinen Truppen am Nothwendigsten gebrach, ließ er den Muth nicht sinken. Indem er alle Beschwerden mit seinen Soldaten theilte, verstand er es, sie zu opferfreudiger Hingabe zu begeistern, und das Bewußtsein, die Verfassung und einen patriotischen Grundsatz zu vertheidigen, wandte ihm auch bald die Sympathie der Bevölkerung zu. Unvergessen ist ihm der Feldzug gegen Iglesias, jener kühne militairische Zug durch das Gebirge nach Lima, der am 1. December 1884 mit der Besetzung der Hauptstadt endigte. Caceres wurde darauf zum Präsidenten gewählt und er trat sein Amt am 3. Juni 1885, vor dem gesetzlichen Zeitpunct, an. Ihm folgte Remigio Morales Bermudez, der jüngst gestorben ist.

Deutsches Reich.

△ **Berlin**, 10. Mai. Der Bundesrath hat sich, dem Vernehmen nach, in seiner heutigen Plenarsitzung mit dem handelspolitischen Verhältniß zwischen dem Reich und Spanien beschäftigt. Am 15. Mai läuft bekanntlich das viermal verlängerte Provisorium ab. Es soll jetzt auch in Regierungskreisen keine Neigung mehr bestehen, sich von Spanien länger „auf der Nase herumtanzen" zu lassen; es wird nach dem 15. Mai der autonome deutsche Tarif in Kraft gesetzt werden, bis die edlen Herren in Madrid würde geworden sind. Wir können dies Verfahren nur billigen, da unsere nationale Würde von einem ganz subalternen Staat verletzt ist. In Spanien scheint man sich einzubilden, wir lebten noch immer in den Zeiten des seligen Bundestags.

88. **Berlin**, 10. Mai. Die Zeitungen beschäftigen sich lebhaft mit der Leitung der Gerichtsverhandlung gegen die Redacteure in dem sogenannten „Arbeitslosen-Proceß". Es kommt dabei viel Nervosität zum Vorschein, aber auch Derjenige, der die Aperçus des Landgerichtsdirectors Brausewetter mit aller Ruhe und ohne Grund zu persönlicher Empfindlichkeit auf sich wirken läßt, wird sein Bedauern nicht unterdrücken können, daß die Unterschätzung der Tragweite des gesprochenen Wortes, welche zu den Krankheiten unseres politischen Lebens gehört, auch vor den Gerichtshöfen nicht Halt gemacht hat. Der in der Berliner Verhandlung ausgedrückte Gedanke, daß die Feder schwerer im Zaume zu halten sei als der Mund, hat in der Verhandlung selbst gewiß keine Stütze gefunden, und Niemand setzt bei dem Vorsitzenden die Neigung voraus, an seinem Schreibtische alle die gewagten Sentenzen aufrecht zu erhalten, denen er Worte verliehen hat. Von allen anderen Aussprüchen abgesehen, wurde gesagt: „Die Oeffentlichkeit existirt nicht", und zwar soll sie nicht nur für die Gerichte nicht existiren, sondern auch nicht für den Berliner Polizeipräsidenten. Dieser Beamte hat oft bewiesen, daß er anderer Meinung ist. Aber auch die Justizverwaltung läßt den Satz nicht für sich gelten, und Herr Brausewetter hätte sich erinnern können, daß er selbst vor nicht langer Zeit eine Verhandlung geleitet hat, in der bei der Beweisführung ausgesprochenermaßen Rücksicht auf die öffentliche Meinung genommen worden ist. Irrthümliche Auffassungen, die Jedermann als solche erkennt, sollten an der Gerichtsstätte nicht zum Ausdruck gebracht werden, schon wegen der das Ansehen der Justiz nicht fördernden Formen der Richtigstellung, die sie an Ort und Stelle herausfordern. Das Befremdlichste an der Leitung des „Arbeitslosen-Processes", die Nichtbeachtung einer Ministerialverfügung jüngsten Datums, welche den Richtern aufgiebt, auch den Schein der Voreingenommenheit zu vermeiden, darf die Oeffentlichkeit zunächst wohl der Beurtheilung der zuständigen Behörde überlassen. (Die „Tägl. Rundsch." stellt zur Begründung ihres Urtheils über die Leitung der Verhandlungen — die übrigens auch in streng conservativen Blättern „befremdlich" genannt wird — folgende Stellen des Verhandlungsberichtes zusammen: Gleich im Anfang der Beweisaufnahme sagt der Präsident: „Es ist doch eine geradezu unsinnige Annahme, daß die Polizei aus bloßer Frivolität auf ruhig ihres Weges gehende Leute losschlagen oder Ausschreitungen veranlassen werde. So ist es nicht gewesen, wie ich Ihnen sagen kann, ohne daß ich dabei gewesen bin. Die Masse ist einfach nicht auseinander gegangen und hat die Polizei gezwungen, sie auseinander zu treiben." Darauf wird von verschiedenen ruhigen, einwandfreien Zeugen ausgesagt, daß in der That die Polizei mehrfach auf ruhig des Weges gehende Leute eingeschlagen hat. Es wird eine Reihe von Verletzungen von den Criminalbeamten selbst festgestellt, und dabei hatte der Vorsitzende erst kurz vorher gesagt: „Bei dem „entsetzlichen Blutbade", welches hier in der Zeitung geschildert ist, dürfte kaum eine Beule vorgekommen sein. Aus Nichts ist ein Elephant gemacht." Bald darauf kommt es zu einem Wortwechsel mit einem Vertheidiger, wobei der Vorsitzende auf die treffende Entgegnung des Vertheidigers schweigen muß. Dabei fällt noch die Aeußerung: „Wenn die Vertheidigung noch zweihundert Zeugen vorschlägt, so ist noch gar nicht ausgeschlossen, daß der Gerichtshof alle zweihundert ablehnt." Oberstlieutenant v. Egidy, der den Sachverhalt ruhig aus eigener Anschauung schildert, muß die Bemerkung schlucken: „Ja, die Feder ist oft leichter geneigt, auszuschmücken, als der Mund." Herr v. Egidy ist ein Mann, dem die größten Gegner nicht das Zeugniß der Lauterkeit des Charakters vorenthalten, ein Mann, der eine nicht nur vorwurfsfreie, sondern auch ehrenvolle Laufbahn als deutscher Officier ans Wahrheitsliebe geopfert hat. Diesem Mann wird ohne erkennbare Veranlassung der beleidigende Vorwurf der Unglaubwürdigkeit entgegengeschleudert, eine Thatsache, die bei einem Richter kaum begreiflich erscheint. Dann die unangenehme Debatte über den Ausdruck „Lockspitzel", bei der der Präsident wiederum sich arge Blößen giebt: Rechtsanwalt Mosse überreicht ein Zeitungsblatt, in welchem das ganz gebräuchliche Wort auch vorkommt. — Präsident: Das ist wohl ein anarchistisches Blatt? — Rechtsanwalt Mosse: O nein, es ist die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung"! (Heiterkeit.) Dann der kurz vorhergehende Wortstreit: „Präsident: Solche Dinge, wie Lockspitzel, agents provocateurs u. s. w. existiren doch nur in der Einbildung sehr confuser Köpfe. — Rechtsanw. Mosse: Dann müßten also die betreffenden Berliner Richter sehr unvernünftige Menschen gewesen sein. — Präs.: Wir sind hier auch ein Berliner Gericht! Wenn wir anderer Meinung sind, dann existirt jener Gerichtsspruch für uns nicht. Es ist doch ein reiner Unsinn, von Lockspitzeln und dergleichen zu reden." Schließlich der Gipfel der unerquicklichen Scenen: „Präs.: Ich weiß gar nicht, wie das zur Sache gehören soll, das ist doch ganz überflüssig! — Rechtsanw. Mosse: Ich bitte, mir das zu überlassen, was ich aus solchen Fragen deduciren und beweisen will. — Staatsanwalt Dr. Benedix (mit erhobener Stimme): Soll denn dieser Ton hier weiter im Gerichtssaale Platz greifen, daß wenn der Herr Vorsitzende sich über die Bedeutung einer Frage äußert, der Vertheidiger in solchem Tone hier sagt: Das bitte ich mir zu überlassen? — Rechtsanwalt Mosse: Ich muß diese Bemerkung des Herrn Staatsanwalts entschieden zurückweisen. Wenn hier in der Verhandlung ein Ton eingerissen ist, der sonst bei gerichtlichen Verhandlungen nicht üblich ist, so kann ich wohl im Namen der sämmtlichen Mitvertheidiger erklären, daß wir ganz klar darüber sind, von wem ein solch ungewöhnlicher Ton hier eingeführt ist." Ferner: Der Vorsitzende erklärt wiederholt, daß er gar nicht einsehen könne, was die Fragen des Vertheidigers für einen Zweck haben sollen; er wisse nicht, was es bedeuten solle, hier immer so herumzutüfteln. — Rechtsanwalt Mosse: Ich habe dem gegenüber nur zu erklären, daß ich nicht daran denke, zu „tüfteln". — Präs.: Nun, es ist doch ganz klar, daß solche Fragen einen ganz anderen Zweck haben und darauf hinausgehen, die Polizeibehörde im Mißcredit zu bringen. — Rechtsanwalt Mosse: Ich verwahre mich entschieden dagegen, daß ich beabsichtige, die Polizei im Mißcredit zu bringen. Wir stellen hier unsere Fragen im Interesse der Ermittelung der Wahrheit. — Vors. (erregt): „Nach meiner Meinung ist das Interesse zur Ermittelung der Wahrheit auf unserer Seite größer!")

* **Berlin**, 10. Mai. Im Anzeigentheil hiesiger Blätter wird folgende, sehr beachtenswerthe Erklärung veröffentlicht:

Der plötzlich ausgebrochene Streik der Böttcher-Gesellen und deren Vorgehen gegen die Schultheiß' Brauerei A.-G. hier veranlaßt die Unterzeichneten zur folgenden energischen Erklärung:

Die Böttcher-Gesellen der Schultheiß' Brauerei A.-G. haben keinen stichhaltigen Grund zum Streik; denn ihre Lohn- und sonstigen Verhältnisse sind der Art, daß sie die jetzt aufgestellten Forderungen weit übertreffen. Bei nur 9½stündiger Arbeitszeit 29 ℳ Wochenlohn, 4 bis 5 Liter Freibier täglich, haben, wie alle Arbeitnehmer der Schultheiß' Brauerei A.-G., auch die Böttcher für sich und ihre Familien Arzt und Medicin frei, können die Badeeinrichtung benutzen, verfügen über eine von der Brauerei dotirte Unterstützungscasse, können ihre Kinder in das Familienhaus zur Spiel- und Arbeitsschule unentgeltlich schicken, solche im Sommerhalbjahr auf vier Wochen nach dem Kinderheim in Pankow bei freier Verpflegung bringen und bekommen für ihre Ersparnisse in der Sparcasse der Brauerei denselben Zinsfuß wie die Actionaire, nämlich 15 bezw. 16 Procent. Außerdem bekommt Jeder, der drei Jahre im Geschäft thätig ist, 100 ℳ Altenszulage in vierteljährlichen Raten. — Solche Vortheile über den Lohn hinaus sind kaum in irgend einem anderen Etablissement dem Arbeiter geboten.

Das ungerechtfertigte Vorgehen der Böttcher-Gesellen schädigt aber zweifellos alle übrigen Arbeitnehmer der Schultheiß' Brauerei, welche den Segen der vorhandenen Wohlfahrtseinrichtungen voll und ganz zu würdigen wissen. Die Unterzeichneten sehen es durchaus nicht ein, weshalb sie sich durch die Laune einer Handvoll Böttcher-Gesellen Schaden zufügen lassen sollen; sie wollen sich unbedingt im Genusse der großartigen und segensreichen Wohlfahrtseinrichtungen der Schultheiß' Brauerei erhalten und erklären daher hiermit öffentlich, daß sie mit dem Streik der Böttcher-Gesellen nicht einverstanden sind, solchen vielmehr als frivol und unbegründet aufs Schärfste verurtheilen.

Berlin, den 10. Mai 1894.

Die Mitglieder des Vereins der Berliner Brauergesellen, sowie der Zimmerleute, Maurer, Schmiede, Stellmacher, Sattler, Schlosser, Maler, Eisser und Klempner in der Schultheiß' Brauerei, Abth. I.

J. A.: Dillmann und Döhring.

— In der heutigen Sitzung des Bundesraths wurde auch dem Antrag Badens, betreffend die Abstempelung von Genußscheinen (Anwerkung zu Tarifnummer 1 und 2 Absatz 2 des Reichsstempelgesetzes) die Zustimmung ertheilt. Die Vorlage, betreffend den Bericht der Reichsschuldencommission über die Verwaltung des Schuldenwesens des Norddeutschen Bundes beziehungsweise des Reichs und der ihrer Beaufsichtigung unterstellten Fonds ꝛc., wurde dem VII. Ausschusse überwiesen. Dem Antrage, betreffend die Feststellung des Ruhegehaltes von Reichsbeamten, wurde theils zugestimmt, theils wurde derselbe dem VII., VI. und V. Ausschuß überwiesen.

— Für das zu erwartende Sparcassengesetz kommt die Einrichtung von Postsparcassen nicht in Frage.

— Ueber die Landwirthschaftskammern hat nach der „Schles. Ztg." das Centrum in zwei Fractionssitzungen berathen. Für den Antrag Ballestrem (Annäherung an die ursprünglichen Commissionsbeschlüsse) hat sich die Minorität des Centrums entschieden, während für den Antrag Herold (Dreitheilung für die Wahlmännerwahlen) die Mehrheit der Fraction eintrat.

— Ueber den Dowe'schen Panzer wird dem „Hamb. Corr." ähnlich wie der „Mil.-Pol. Corr." geschrieben:

„Die Hoffnungen, die an die günstigen Widerstandsergebnisse des Schutzmittels geknüpft werden, sind nach dem Urtheile von maßgebender Stelle, soweit es bisher gestillt werden kann, übertrieben. Man hält die Verwerthung des Schutzmittels im Bewegungskriege schon wegen des Gewichts von 2 kg bei halbem Körperschutz und der mit der Fortschaffung verbundenen sonstigen Schwierigkeit für ausgeschlossen. Ob das Schutzmittel im Festungskriege, in vorher eingerichteten Vertheidigungsstellungen wie sie sich z. B. für die Deutschen bei Metz und Paris und vielleicht noch an der Lyssine ergaben, und auf den Schiffen der Kriegsmarine praktische Verwerthung finden kann, wurde von vielen, noch erst zu erörternden Fragen und Versuchen abhängen. Das Gewicht kommt hierbei zwar ebenfalls zur Sprache, wäre aber nicht entscheidend. In Betracht käme hierbei Herstellungskost, Dauer des Schutzmittels gegen Witterungseinflüsse, seine Feuergefährlichkeit und Elektricität und namentlich der Kostenpunct bei der Massenherstellung. Indem müßte erst die Forderung Dowe's für sein Geheimniß festgestellt sein, bevor die Militairbehörde sich mit dem Gegenstande eingehender befassen könnte."

— Das neue Organ des Bundes der Landwirthe, die „Deutsche Tageszeitung", soll vom 1. September ab erscheinen; gegenwärtig sucht der Bund einen Chefredacteur.

— Gestern ist (wie schon gemeldet) in Karlsburg der General der Cavallerie z. D. und frühere Generaladjutant des Kaisers Wilhelm I., Friedrich Graf v. Bismarck-Bohlen, im 76. Lebensjahre verschieden. Er hat Ausgangs der fünfziger Jahre die Garde-Husaren zu Potsdam befehligt und ist dann Commandeur der 5. Cavallerie-Brigade geworden. Im September 1866 wurde er zum Commandanten von Hannover ernannt, zwei Jahre darauf wurde er Commandant von Berlin. Im August 1870 finden wir ihn als Generalgouverneur von Elsaß-Lothringen, im November 1871 wurde er in Genehmigung seines Abschiedsgesuches zur Disposition gestellt und zum Generaladjutanten des Kaisers ernannt. Den Charakter als General der Cavallerie erhielt Graf Bismarck im März 1873.

— Nach der Besichtigung des Königin-Augusta-Garde-Grenadier-Regiments in Spandau ernannte der Kaiser den Commandeur dieses Regiments, Oberst von Braunschweig, zu seinem Flügeladjutanten.

ℓ — Wegen Majestätsbeleidigung wurde der Sections-Vorsitzende des Bundes der Landwirthe, Bauerngutsbesitzer Wegmann, am Dienstag von dem Landgericht in Guben zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt. Wegmann hat in einem Gespräch seinem Mißfallen über die Politik des Reichskanzlers Ausdruck gegeben und, als ihm vorgehalten wurde, daß doch der Kaiser den Reichskanzler zum Minister ernennt habe, sich zu einer unehrerbietigen Aeußerung gegen den Ersteren hinreißen lassen. Der Vertheidiger machte als strafmildernd geltend, daß der Angeklagte unter dem Einflusse gewisser Kreise (das heißt des Bundes der Landwirthe) gehandelt habe.

— In der Angelegenheit der hiesigen Brauerei-Böttcher hat der geschäftsführende Ausschuß der socialdemokratischen Gewerkschaftscommission an die vereinigten Brauereien die Erklärung gerichtet, daß die Beschlüsse der Rixdorfer Volksversammlung, betreffend den Boykott über die Rixdorfer Vereinsbrauerei, ohne Zuthun der Berliner Genossen gefaßt worden seien und daher auch nur für die Rixdorfer Genossen gelten. Der Ausschluß der Böttcher wird als eine interne Angelegenheit bezeichnet, die am besten durch gütliche Auseinandersetzung geregelt werde. Dennoch stellt die Gewerkschaftscommission gegen die vereinigten Brauereien den Boykott in Aussicht, wenn sie ihre Bekanntmachung vom 8. d. M. wahr machen sollten.

— Nach der Sitzung des Bismarck-Denkmal-Comités am 23. Mai wird voraussichtlich eine Concurrenz zur Einreichung von Entwürfen für das Denkmal ausgeschrieben werden.

— In der Ewald'schen Buchhandlung wurde gestern, der „Staatsb. Ztg." zufolge, das soeben erschienene Druckheft von Gustav Mentzendorff (?) „Allgemein üblich. Eine Beleuchtung der Moral unseres Staates im Corruptions-Zeitalter" (Verfasser Gustav v. Bröcker) mit Beschlag belegt.

* **Schwerin**, 10. Mai. Die Großherzogin-Wittwe Marie ist in Begleitung der Herzogin Elisabeth und des Herzogs Heinrich heute Abend 6 Uhr hierher zurückgekehrt und hat sich mit ihrem Sommersitz Ludwigslust begeben.

* **Braunschweig**, 9. Mai. Die hiesigen Brauereigehilfen und -Arbeiter forderten eine Lohnerhöhung von 40 Proc.; nach Ablehnung dieser Forderung durch die Brauereien stellte heute in einer großen Brauerei der größte Theil des Personals die Arbeit ein. Die hiesigen vereinigten Brauereien haben sich bei 10 000 ℳ Conventionalstrafe contractlich verpflichtet, im Falle des Boycotts einer Brauerei durch die Arbeiter in allen Brauereien sämmtlichen Arbeitern zu kündigen. (Weser-Ztg.)

* **Karlsruhe**, 10. Mai. In der heutigen Schlußsitzung der Kirchencommission wurde vom Cultusminister Nokk erklärt, die Regierung sei mit dem Antrag des Centrums, das Verbot der Missionen durch Ordensgeistliche aufzuheben, einverstanden, verhalte sich aber gegen die übrigen Anträge (Zulassung der Orden und Abänderung der Bestimmung über die Geistlichen) ablehnend. Darauf wurde, der „F. Z." zufolge, auf Antrag Wacker's die frühere Abstimmung mit 8 gegen 7 Stimmen zu Gunsten der Centrumsanträge für definitiv erklärt.

* **München**, 10. Mai. Bekanntlich ist es vor Kurzem zum offenen Bruche zwischen den Führern des niederbayerischen Bauernbundes gekommen. „Die Gich mit Wieland, die Ratzinger!" lautet das Feldgeschrei der beiden feindlichen Flügel des Bundes. Der Streit knüpft an die Forderung des Bundes-Vorstandes an, daß die Abgeordneten sich bei allen wichtigen Fragen mit dem Vorstand in Verbindung zu setzen hätten. Gegen dieses Verlangen wendete sich Ratzinger mit der Erklärung, daß ihm seine Pflicht als Abgeordneter die Uebernahme eines imperativen Mandats verbiete, und er wies darauf hin, daß auch die anderen bauernbündlerischen Abgeordneten seinen Standpunct theilen. Neuerdings bringt nun das Organ des Bauernbundes eine Erklärung des Präsidiums, laut welcher „die Bundesabgeordneten nach wie vor treu zum Bunde halten". Ist dies richtig, so hätte damit der Bundesvorstand gesiegt und Ratzinger wäre isolirt. Der „Frkf. Ztg." geht nun folgende Mittheilung zu: „Am Freitag fand in Straubing eine vertrauliche Besprechung des Bundespräsidiums mit einigen bauernbündlerischen Abgeordneten statt, darüber, wie man den öffentlichen Streit abschneiden könnte. Man war beiderseits zur Ruhe nach Außen geneigt. Der Abneigung der Abgeordneten gegen den imperativen Paragraphen kam die Geneigtheit entgegen, den Paragraphen später anders zu fassen. Daß die Abgeordneten nach wie vor zum Bauernbunde stehen, wurde bei dieser Gelegenheit erklärt. Sie hatten das auch vorher nie anders gewollt." Damit wäre also eine äußerliche Aussöhnung zwischen dem Bundesvorstand und den Abgeordneten erzielt, wobei nur ungewiß bleibt, ob der „Gottesfriede" sich auch auf Dr. Ratzinger erstreckt, der, auch abgesehen vom „imperativen Mandat", wesentliche Puncte des bauernbündlerischen Programms bekanntlich nicht anerkennen will.

A. **Augsburg**, 10. Mai. (Privattelegramm.) Wie die „Augsburger Abendzeitung" meldet, wird im Auftrage des Kaisers General v. Schlieffen den Beisetzungsfeierlichkeiten in Tegernsee beiwohnen. (Wiederholt.)

Oesterreich-Ungarn.

* **Wien**, 10. Mai. Wie die „Politische Correspondenz" mittheilt, hat Baron Nathaniel Rothschild die Absicht kundgegeben, eine Stiftung für im Dienste invalid gewordene Officiere zu errichten, und hat zu Dotirung jener Officiere bereits einen beträchtlichen Geldbetrag zur Verfügung gestellt. Baron Rothschild beabsichtigt, den Officieren seinerzeit seine Besitzung Hinterleithen bei Reichenau als Heimstätte zu widmen.

* **Wien**, 10. Mai. Der Reichskriegsminister Edler von Krieghammer ist heute abgereist, um sich dem Erzherzog Albrecht auf dessen Inspectionsreise durch die occupirten Provinzen Bosnien und Herzegowina anzuschließen. Der Erzherzog ist gestern Nachmittag in Dalja

---

schenken zu lassen, auch nicht von seiner Frau — es war für Rose nicht schwer, zu bemerken, daß sie ihm mit Freuden seine Schulden quittirte, wenn er sie nur heirathen wolle.

Auch sei er mit Leib und Seele Soldat, plauderte die Baronin weiter, er habe sich sehr im Kriege ausgezeichnet und seine literarischen Arbeiten, bloße Spielereien, würden ihn nie für das Aufgeben seines Lebensberufes entschädigen können; und um in Officierskreisen aufgenommen zu werden, müsse man sich durch bessere Herkunft, Vermögen, oder doch wenigstens Glanz und Ruhm auszeichnen.

„Ich sage Ihnen das Alles im besten Wohlmeinen", schloß sie mit dem liebenswürdigsten Lächeln, „damit Sie sich keine Thorheiten in den hübschen Kopf setzen und ein wenig freundliche Artigkeit nicht zu hoch anschlagen! Gewiß, der Hauptmann interessirt sich sehr lebhaft für Sie; Ihr thatkräftiges Emporstreben aus dunkeln Verhältnissen zu höherer Bildung und menschenwürdigerem Leben muß ja Jedem Achtung abnöthigen, es ist auch begreiflich, daß Sie für Jemand, der Ihnen bei diesem Streben so hilfreich zur Seite getreten ist, begeistert schwärmen — aber Sie dürfen doch nicht vergessen, daß von Interesse und Hochachtung bis zur — Liebe noch ein gar weiter Schritt ist."

Rose glaubte diese wohlmeinende Stimme mit der vernichtenden Rede nicht länger ertragen zu können. Der Boden brannte ihr unter den Füßen. Und nun kam auch noch der Hauptmann und Franz von Bergen gerade auf sie zu — unmöglich, jetzt oberflächliche Redensarten mit ihnen auszutauschen.

„Ich darf mich wohl für eine halbe Stunde zurückziehen!" bat sie mit tonloser Stimme.

Zufrieden lächelnd, nickte die Baronin. „Gewiß, gewiß, sammeln Sie sich ein wenig, liebe Rose! Sie werden es mir noch danken, daß ich Ihnen heute, scheinbar so grausam, einen schönen Traum zerstört!" Damit hielt sie Rose freundlich die Hand hin.

Aber Rose sah die ausgestreckte Hand nicht, wandte sich rasch um und schritt ohne einen Laut der Erwiderung der nächsten Thür zu.

11.

Während Rose durch ein angrenzendes Zimmer in den Wintergarten und durch diesen tief athmend ins Freie hinaus trat, empfing die Baronin die sich ihr nähernden Herren mit dem liebenswürdigsten Lächeln.

„Warum haben Sie Fräulein Müller fortgeschickt, Baronin?" fragte Herr von Hochheim und schaute mit unverhüllt warmem Blick der schlanken, weißen Gestalt nach, die sich eben unter den blühenden Bäumen verlor. — Herr von Bergen hätte sie gern gesprochen — ihr Vater ist auf seinen Werken angestellt.

„Es war ihr eigner Wunsch, sich zurückzuziehen — sie schien etwas angegriffen."

„Angegriffen", lächelte der Hauptmann ungläubig, „angegriffen — das ist ja gar nicht möglich!"

„Ist es auch ganz gewiß nicht", bekräftigte Herr von Bergen, „die Angegriffenheit ist wohl nur Vorwand. — Rose Müller ist niemals angegriffen, aber schroff und rücksichtslos ist sie, wie ihr Vater, der es mir auch nie verzeiht, daß ich sein vergöttertes Töchterlein nicht zur Frau von Bergen machte! Und Herr von Bergen lachte belustigt und hart auf.

„So — —", sagte die Baronin — „das ist ja sehr interessant! Also auch Sie wollte sie gern fangen — eine gefährliche Kokette — über die man indeß beruhigt sein kann!" Und sie zuckte verächtlich die zarten Schultern.

„Ich glaube nicht, daß sie eine Kokette ist, Baronin", vertheidigte der Hauptmann Rose warm, und auch Sie könnten das wissen, Melanie! Seit Wochen habe ich das Vergnügen, sie fast täglich zu sehen — sie hat sich auch nicht einen Augenblick anders gegeben, als in ihrer einfach natürlichen Weise. Sie sollten Ihre Worte ein wenig mehr wählen, Melanie!"

„Ach was", sagte die Baronin hart, „machen Sie doch nicht so viel Wesens mit dem Mädchen, als sei sie eine Prinzessin! — Herr von Bergen kennt mich auch seit Jahr und Tag, seit damals, als ich den ganzen Sommer auf Schönfeld's Gütern bei Straßberg zubrachte. Und er kennt das Mädchen auch von Jugend an — da brauche ich doch kein Blatt vor den Mund zu nehmen!

„Und, ehrlich gestanden, ich glaube auch nicht, daß Rose Müller gerade eine Kokette ist!" fiel Herr von Bergen lebhaft ein. „Aber, wir waren Nachbarskinder, wie gesagt, ich war oft bei ihr im Garten, als sie noch ein Schulmädchen war und sie, nun, sie hat sich wahrscheinlich etwas Thörichtes eingebildet —" Herr von Bergen zuckte nachlässig mit den Schultern und doch klang seine Rede seltsamer Weise wie eine Entschuldigung.

„Fräulein Müller macht gar nicht den Eindruck, als ob sie sich thörichter Weise etwas einzubilden vermöchte", tadelte der Hauptmann schon wieder mit ernster Stimme, und die Baronin sagte ärgerlich, obwohl sie sich Mühe gab, freundlich zu sein:

„Lieber Erwin, Sie kennen sie doch wohl nicht so genau, wie der Jugendfreund dieses Tugendspiegels!"

„Tugendspiegel!" lachte Herr von Bergen, und es klang nicht sehr schön dieses Lachen, „das ist das rechte Wort. Ich glaube, sie hat ganz wunderbar erhabene Grundsätze, die natürlich an unseren realen irdischen Verhältnissen immer wieder scheitern dürften, und ich glaube, sie findet es sehr verwerflich, daß ich mir meine Frau eroberte. Als ob man eine arme Schneiderstochter heirathen könnte, wenn man vorwärts kommen will! — Es geht ihr wie ihrem Vater, sie lesen alle Beide zu viel und das bekommt ihnen sehr schlecht. Sie werden noch Wunderdinge an ihr erleben, Frau Baronin, wenn sie lange bei Ihnen bleibt, wie ich sie an dem Vater erlebe, der es mir ebenfalls nie verzeiht, daß ich des alten Thomas Krause einzige Tochter gefreit! Als ob ein Mann meines Schlages nicht überall anstände! — Tüchtige Männer finden überall ihren Platz in der Welt, nicht wahr, Herr Hauptmann?"

„Auch tüchtige Frauen", versetzte dieser, sichtlich unangenehm berührt von Herrn von Bergen's selbstbewußtem Wesen, „und ein tüchtiger Mann sollte eine tüchtige Frau höher stellen als Geld und Gut. Ein ganzer Mann muß sich selbst seinen Weg bahnen, auch ohne das Geld seiner Frau, und ich für mein Theil schaffe mir mein äußeres Lebensschicksal lieber selbst, als daß ich es mir aus Frauenhänden schenken lasse."

„Wie stolz", spottete die Baronin, „aber Hilfe nimmt man doch gern in der Noth aus Frauenhänden an!"

„Aber man verkauft sich nicht dafür."

„Nur nicht so schroff, Herr Hauptmann", sagte Herr von Bergen um so hochmüthiger, je mehr er sich getroffen fühlte, „man verkauft sich doch nicht so ohne Weiteres, wenn man eine reiche Frau heirathet! Im Gegentheil — es ist Niemand unabhängiger als ich. — Mein Schwiegervater wußte genau, was er an mir hatte, und meine Frau kümmert sich nicht im Geringsten um das, was ich zu thun für gut finde. Sie liebt mich zärtlich, unseren Jungen noch viel zärtlicher und ich glaube, daß mich Mancher um ein Glück beneidet, das zu erringen mir allerdings sehr leicht geworden ist. Schön ist meine Frau freilich nicht und Geist hat sie auch nicht, wie des alten Müller überspannte Tochter — aber das ist Beides auch zum Glück nicht nöthig."

„Aber eine sehr angenehme Zugabe, Herr von Bergen, sollte ich denken", sagte die Baronin gedehnt und etwas beleidigt. Wie konnte er sich erlauben, in ihrer Gegenwart Geist und Schönheit zu verachten!

Herr von Bergen begriff auch sofort seinen Fehler und sagte rasch:

„Verzeihung, gnädigste Frau — wer Schönheit und Geist und äußere Glücksgüter zusammen heimführen kann, ist wirklich der Glücklichste der Sterblichen!" Und ein bezeichnender Blick traf den Hauptmann, auf dessen breiter Stirn sich allsogleich eine tiefe Falte des Mißmuths bildete.

„Aber bequemer, mein lieber Freund, bequemer ist eine Frau ohne Schönheit und Geist", flüsterte der glückliche Rival ihm leise zu, da Frau Baronin für einen Augenblick von einer hinzutretenden Dame in Anspruch genommen wurde.

„O, Rose!" dachte Herr von Hochheim und sehnte sich heiß nach einem klaren Blick ihrer Augen, nach einem feinigen Gedanken ihrer Seele.

„Und der alte Müller, er ist ein Sonderling?" fragte er dann, um doch etwas zu sagen — hatte doch Rose stets mit großem Freimuth ihm gegenüber von den Ihrigen gesprochen, von dem wunderlichen Vater, der sie fast abgöttisch liebe, von der einfachen, herzensguten Mutter und von den Geschwistern, die in den einfachsten Verhältnissen so glücklich lebten, und er hatte sie so lieb um ihres schlichten, offenen, ehrlichen Wesens willen!

„Der alte Müller ist ein ausbündiger Narr!" sagte Herr von Bergen ärgerlich. „Ich gab ihm die Stelle auf den Werken aus alter Anhänglichkeit — ich hatte wirklich nicht den geringsten Grund sonst dazu. Er nährte sich nur noch sehr kümmerlich von seiner Schneiderei. Was thut er mir zum Dank? Er macht mir die sämmtlichen Arbeiter rebellisch! Reden hält er ihnen und Vorträge, schimpft auf die Capitalisten — als ob sie nicht Gott danken sollten, daß wir da sind, ihnen Brod zu geben! Ich habe ihm aber kürzlich den Standpunct gründlich klar gemacht — die Rednerei ist zu Ende, und wenn das Arbeitervolk sich auch noch nicht gerade liebenswürdig benimmt, so ist mir das sehr gleichgiltig. — — Schön ist sie übrigens wirklich, des alten Müller jüngste Tochter? Und sie hat so etwas Majestätisches angenommen, wie eine kleine Königin schritt sie vorhin da hinaus!"

„Ja, und sie hat Temperament, die Kleine", versicherte hinzutretend Herr Eckhardt, der vielbeliebte Sänger — „ich weiß ein Lied davon zu singen, aber mein wird sie doch noch — sie mag sich sträuben, wie sie will!"

(Fortsetzung folgt.)